

Umbrische Reisegeschichtelein

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572061>

Nutzungsbedingungen

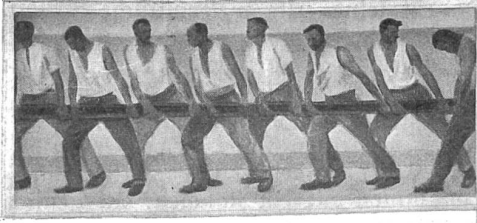
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

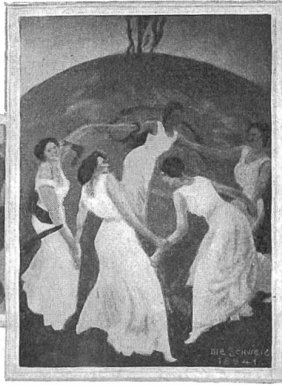
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gustave Jeanneret, Neuenburg.



Solidarité, liberté, égalité (Triptychon).

Märchen

Wenn du Märchen liest, Kind,
Und im Traumland schwebst,
Ahnst du, daß die schönsten sind
Die, die du erlebst?

Nein, denn erst, wer weiß von Haar,
Hat gelernt so weit,
Daß er weiß, ein Märchen war
Seine Kinderzeit. Ernst Zahn, Göttingen.

Umbrische Reifegeschichtelein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

1. Ueber den umbrischen Tiber.

Wenn nichts mehr aus der alten Zeit des Romulus und Remus redete und die letzten Jungen jener milden Wölfin von einem der vielen Abbruzzenjäger erschossen sind und wenn die mittelalterlichen Städtekriege und die napoleonischen Feldzüge und die Amerikaner und die Museen alle Dokumente beiseite geschafft hätten, ein unbestechlicher unverfälschter Zeuge aus jenen Tagen bleibt: der Tiber. Und er redet noch aus der gleichen Lunge wie vor dreitausend Jahren, und er hat noch das gleiche graubraune dunkle Auge und führt noch die gleiche Hirtensprache und atmet noch den gleichen sagen-schweren Duft wie damals, als Ennius von den ersten Etruskern und Volkern ein Kapitel seiner Annalen begann.

Einmal bin ich nachts bei offenem Fenster in Orvieto hoch oben auf dem Berg erwacht. Vielleicht vom Glockenschlag, der so silberig dünn hinter dem Riesendom hervor eine Stunde nach Mitternacht anschlug. Der große italienische Himmel sah durchs Fenster. Nicht so blühend klar und zündend frisch wie unser nordischer Meer- und Gebirgshimmel, der von grauen Wogen oder von dunkeln Tannen oder von hellem Schnee umrahmt oft eine fast eisige Bläue und eine metallene Sternkraft besitzt. Nein, der leise, weiche, wohlige italienische Himmel, wie Sammet mit feinen goldenen Nadelstichen darin. Dieser Himmel, der so schwärmerisch macht, der voll Liebesabenteuer ist, der das „in that a night“ des Kaufmanns von Venedig, die Petrarca-Sonette und die Tasso-Schwermütigkeit auf dem Gewissen hat. Dantes Himmel liegt viel, viel nördlicher.

In that a night bin ich erwacht. Es war totenstill um mich. Aber ein um diese Zeit selten warmes Lüftchen rann leise in die Kammer und machte mir auf einmal das Bett unerträglich. Ich sprang ans Gesimse. Wie ein goldenes Märchen aus alten Zei-

ten sah ich die leuchtende Kathedrale, diesen schönsten Dom der Welt, mit ihren bunten Marmorgliedern gleichsam aus dem Sternflimmer heruntersteigen und im Dunkel der breiten schlafenden Stadt-massen versinken. Es war unsäglich feierlich und bedrückend zugleich.

Plötzlich hörte ich ein fernes klares Rollen. Wahrhaftig, das rührt vom nächtlichen Schnellzug her, der unten im Tal gen Rom braust. Jetzt — dem hohlen Gerumpel nach — ist er eben über den Tiber gefahren. Die Leute in den Wagen schlafen und träumen, den Kopf in den Polstern, vom Colosseum und von der Peterskuppel und von Michelangelos Moses. Aber nun hören sie dieses Poltern auch und erwachen halb. Und einer sagt mit ehrfürchtiger Stimme — es ist sicher ein Geschichtsprofessor aus Bologna: „Das war der Tiber!“

Ja, das ist der umbrische Tiber. Ueber seine Brücke fuhr der Schnellzug. Unten schleicht das Wasser langsam und träge wie die Weltgeschichte dahin. Ein weltgeschichtliches Wasser ist es ja jedenfalls auch.

Und ein andermal habe ich wieder in einer solchen Nacht und wieder von einem so uralten hohen Stadt-platz aus das Rollen der fernen Eisenbahn über den Tiber gehört. Weiter oben, in Perugia! Und der Gruß des modernen Fahrzeugs an den unmodernen Fluß klang noch poetischer als in Orvieto. Warum sollte er nicht? Hier ist der Tiber noch sagen-umsponnenes uraltes Provinzwasser, dort unter Orvieto fängt schon der Weltstrom an.

Aber freilich, es ist schwer zu sagen, wo er schöner ist. So unendlich gewunden und gekrümmt er auch in die Campagna hinunterläuft, er hat doch nichts mehr von der Romantik oberhalb Perugias. Eine unbegreifliche epische Einfachheit zielt ihn jetzt. Er wird schlechthin klassisch. Antike Größe atmet jede

Welle. Man spürt Rom. Die internationalen Hirten werden einem lebendig, die auf den sieben Hügeln Rom erbauen, um hernach die ganze Welt zu behirten. Man hört den schweren Schritt der Cohorten Scipios, die Dekrete Caesars, die starren Perioden des alten Latein aus dem Wogenschlag heraus. Es gibt bei diesem erwachsenen Tiber keine Unarten, wie unser Rhein sie bei Schaffhausen und wie die alte Donau sie noch am Eisernen Tor verübt. Auch keine nationale Melodie singt er, wie etwa der Don und die Wolga sie bis zum Meer behalten, wenn sie selber längst wandelnde Meere geworden sind. Aber russische Meere! Und gar nicht ziert er sich von Orvieto ab mit der Behaglichkeit kleiner Uferstädte und pittoresker Kastelle. Weder die Städtemanie des Mittelrheins, noch die Lebensmüdigkeit des Unterrheins sieht man da. Kurz, dieser Strom hat gar keine Romantik mehr im Leibe. Er ist Weltmensch im Sinne des S. P. Q. R., urbi et orbi.

Wird er wie alle großen Charaktere etwa einmal melancholisch, duldet er ein Grabmal wie Hadrians an seinem Wasser, so tut er es wieder mit echt antiker Größe. Das Grab wird eine Festung, das Mausoleum ein Denkzeichen römisch runder Vollkommenheit.

Und am Ende seines Lebens bei Tola sacra eilt er nicht mehr und zögert nicht mehr und läßt sich vom großen alten Ozean aufküssen ohne ein Wort der Freude oder des Bedauerns. Dieser wunderbare Tiber!

* * *

Aber hier oben in Umbrien ist er noch ein anderer. Gern schleicht er durch laubige und gestrüppige Orte, neben Gärten und Weinhängeln vorbei. Er ist noch starker Provinzler. Zum Weltbürger muß er erst noch erzogen werden. Ich glaube, das geschieht durch die Chiana. Sie ist ein munteres Flüsschen, hat offene Gelände mit stetem Eisenbahngetöse und fabrikreichen Plätzen durchschwommen und immer so eine seltsame großartige Gebärde gehabt. Man muß sehen, wie sie mit der Paglia zusammenfließt und nun dieses erschrockene, kurzlebige, engherzige Wasser regiert und bis zur Mündung in den Tiber — gleich unter Orvieto — drangsaliiert! Dann dünkt mich die Begegnung mit dem Tiber selber ein psychologisches Meisterstück. Es ist so schön, der Begrüßung zweier Flüsse beizuwohnen, wie der Umarmung zweier bedeutender Menschen.

Die Chiana hat auf den ersten Blick ihrer stählernen Toskaneraugen die Bedeutung des Tiber erkannt. Man muß das sonderbare Gemurmel bei der Begrüßung abhören, dies Wichtigun, dieses Drängen und Zeigen der Chiana nach dem römischen Süden und dieses Stutzen und Staunen des immer noch umbrisch verträumten Tiber. Er wollte auf dem kürzesten Weg nach Westen ins Meer fahren. Aber die Chiana überzeugt ihn. Er begreift allmählich seinen großen Beruf. Weg mit den umbrischen Sentimentalitäten, sagt er und biegt mit einer unglaublichen Wendung ins Bett der Chiana-

Paglia. Das ist seine erste weltpolitische Aktion, aber auch seine erste staatsmännische Treulosigkeit.

Denn kaum eine Stunde weiter oben ist ihm noch ganz romantisch zumute. Bei Perugia hört man ihn noch zwischen Schilf und Wasserlilien flüsternd wie einen verliebten Kauz. Vor der umbrischen Hauptstadt selbst kugelt er sich noch behaglich-possierlich zusammen wie ein Käzchen, das gemütlich schlafen und schnurren will. Und gar erst droben in den umbrischen Bergen spielt er den reinsten Träumer. Bei San Sepolcro sieht er den ersten Dampfswagen über seinen Rücken rollen. Er staunt ihn an wie ein Kind. Er studiert aus den Abruzzensagen, was für ein Fabeltier das wohl gewesen sein könnte.

Erst, als die Bahn bei Città ein zweites und drittes Mal über ihn braust und ihm dann ein Stück weit zur Seite geht, dämmert in ihm der Gedanke von einer weiten fernen Welt. Aber da springt von der Gubbier Klause herunter der Chiaggio in den Tiber, drückt und kost ihn mit seinem Rangengesichtlein, die Bahn verrollt in der Ferne, der Tiber ist wieder für lange allein und phantastiert und spaßt und lallt Märchen wie ein Büblein hinterm Ofen. . . Nein, hier oben würde ihn niemand als den spätern harten Römer erkennen.

Ich bin einmal auf verdrießlich übeln Wegen bis ins Fumaiolo-Gebirge hinaufgedrungen. Hier entspringt das herrliche Wasser. Aus Schwärmerei lief ich ihm entgegen bis zu seiner Wiege. Sein erstes Fallen wollte ich hören. Auf Ehre, es war nicht zu unterscheiden vom Geplapper irgend eines Alpenlummels, der drei, vier Stunden weit fließt und dann mit einem leichtsinnigen Sturz an einer schwäbischen Mühle oder an einem schweizerischen Wirtshaus in einen großen unbekanntem Bach fällt und stirbt.

Der Fumaiolo ist etwa vierzehnhundert Meter hoch. Nicht weit unter der Kuppe ob einem vor Alter fast silbergrauen Wald, zwischen Gestein und knorrigem Wurzelboden bricht der Tiber hervor. Eine kleine, überaus klare, klingende Welle, mit den Händen fast aufzufangen. Nicht manchen Steinwurf weiter östlich müßte er entspringen, und er fiele nach schnellem, unberührtem Gang ins Adriatische Meer, mit der Marecchia gen Rimini oder mit dem Savio nach Ravenna. Wer weiß etwas von der Marecchia oder vom Savio? Und wer wüßte dann etwas vom Tiber? Wenn aber der Tiber nicht wäre, wäre dann Rom, wäre Caesar, wäre die Siebenhügelantike? Und wären auch wir heute so? Wegen der paar Sprünge eines tollensinnlosen Bächleins weiter rechts oder links — Weltgeschichte so oder Weltgeschichte anders! Ich erbebte beim Gedanken. Ich segne mich mit deinem Wasser, Brümmlein am Monte Fumaiolo, und beuge mich tief vor dem Gotte, der dich führt. Der Gott der Geographie ist auch der Gott der Weltgeschichte.

* * *

Von Perugia hinunter geht es durch Mais, Wein und dünne Pflirsichbäumchen zur Tiberbrücke gegen Assisi hinüber. Rechts und links hat man die

umbrischen Hügelfetten. Aber rechts gegen Perugia ſind es die ſanftern, geduldigen Hügel, die dem Charakter des Talvolkes ſo gut entſprechen. Links hinter Aſſiſi und gar zurück gegen Gubbio ſind es die ſchroffen, harten, knorrigen der Abruzzenerleute. Und zwischendrin fließt der Tiber im letzten Jünglingsjahr. Man kann auf der Brücke bei Ponte S. Giovanni bequem das Geſicht des ſchönen wohlgebildeten Fluſſes ſtudieren. Er iſt ohne Zweifel durch viel Schule gegangen. Die Flegerei der Primarklaſſen, aber auch die freche Fröhlichkeit der erſten Grammatik liegt weit hinter ihm. Auch durch die Ungeheimheiten der Syntax hat er ſich gerungen. Jetzt kommt die Rhetorik, das Pathos. Orator Romanus fit! Die Unterhaltung mit der Chiana bis Orte iſt eine gute Uebung aufs Forum. Liegt einmal der klaſſiſche Soracte im Rücken, dann iſt der Civis Romanus, der Homo univerſalis fertig.

Der Spaziergang von Perugia quer durch das Tibertal nach Aſſiſi lohnt ſich reichlich. Ab und zu lodert ein rotes Kopftuch oder eine hellblaue Schürze aus den Fruchtſträuchern. Oder es ſitzen Männer am Boden und eſſen ihren Reis. Nie machte ich den Weg, ohne auf Buben zu stoßen, die durch die Stopeln muſizieren. Was ſpielen ſie doch? Es iſt die Holzpfeife, die Mutter der Instrumentation. Die Weiße tönt ſanft wie alle Hirtenweißen, idylliſch und mit der dunkeln Farbe einer leiſen Melancholie durchtränkt. Dieſe gedehnten Melodien mit ihrer langſam verlöſchenden letzten Note paſſen zum langſam freundlichen Tiber hier. Sie ſind ſeine letzte Sentimentalität. Und zu ſeinem letzten romantiſchen Träumen paſſen auch die Menſchen hier. Alle

ſind ſo mager, knochig, von der Sonne nur leicht gebräunt, und alle mit einem milden Blick. Wer das Bologneſenaug kennt, das ſchwarze, ſtolze, oder das goldbraune unheimliche venezianiſche, der glaubt hier Heilige zu ſchauen. Man wehrt ſich umſonſt dagegen: der Held dieſes Landes, Franz von Aſſiſi, mit ſeinem heiter-ernſten Weltbettlergeſicht kommt einem immer in den Sinn. Er iſt hier der herrſchende Typ. Solche Leute an beiden Ufern hat der Tiber natürlich nicht zu fürchten. Sie hemmen und bekämpfen ihn nicht. Sie laſſen ihn fahren. Sie haben zu allen Zeiten mehr gelitten als geplagt, mehr entbehrt als genoſſen, mehr verzichtet als beanſprucht. Etwas wie Ergebung liegt über dieſer Raſſe. Es iſt wohl möglich, daß das dem Tiber aufſiel. Daß er ſich ſagte: So bringſt du es gleich den Menſchen da nirgends hin. So ſchläferſt du deine Zukunft ein. Die Menſchen von da unten haben kühnere Mienen, einen härteren Schritt und eine feſtere Sprache . . . Es iſt möglich, daß der Fluß da zum erſten Mal aus ſeiner umbrischen Gleichmütigkeit erwachte und die nahe Chiana nicht mehr ſchwere Mühe hatte, ihn gänzlich römiſch zu ſtimmen. Ja, er will jetzt nicht mehr das ſtille, langweilig ſchöne Waſſer der umbrischen Landſchaft ſein, das glänzt und ſchweigt. Er will jetzt reden, endlich einmal laut reden, ſo laut wie noch niemand vor ihm, wie die Cornelier und Gracchen und Cicero und Caesar zuſammen. Sicher, hier an der Brücke zwiſchen Aſſiſi und Perugia faßte er ſchon den heimlichen Entſchluß, hinfür kein Umbrier mehr, ſondern ein Römer zu ſein.

(Fortſetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortſetzung).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Stürmiſch und kalt faßte der April die Auszügler im Waſelland an. Auf den Borhöhen des Jura, wo unterdeſſen der Marquardt mit ſeiner Rotte Poſten bezogen, war ein ſtarker Schnee gefallen. Gegen Abend lagen auf eine Stunde Weg und Steg verſchneit, ſodaß der Baron, ſeines Zeichens Major und des Marquardt Vorgeſetzter, ſeine Mannſchaften in die wenigen Scheunen und Häuser des kleinen Weilers verteilte, da man gerade lag, ſich ſelbſt aber mit ſeinem Stab in das Wirtshaus des Ortes zurückzog zu einem gemüthlichen Jaß. Denn er ſtand im Ruſe eines humanen Kriegsmannes, der ein Herz hat für ſeine Mannſchaft, wenn man auch höheren Ortes gern ein gut Teil von dieſem Herzen für einen Grad mehr militäriſcher Schärfe des Blickes geopfert hätte. Und wenn im Volk mancher Unwille umging darüber, daß der Baron es nicht wie andere zum Oberſten gebracht, ſo waren die Gründe dem geſamten Stabe vom Leutnant an aufwärts kein Geheimnis.

In dieſer verſchneiten Aprilmacht nun hatte der Baron den Marquardt mit vieren ſeiner Scharſſchützen eine halbe Wegſtunde vor den Ort hinaus auf Poſten geſtellt an eine Straßenecke, von der ihm die Landleute erzählt hatten, dort läge die Landſcheide

und Grenzmark. Der Marquardt bildete aus den Vierern, die man ihm gegeben, zwei Patrouillen, die er fünfzig Schritt voneinander entfernt aufſtellte und ein weniges hin- und hergehen hieß, damit den Mannen die Beine nicht ſteif würden. Wie er nun aber von Natur und ſeiner Weidmannsgewohnheit her einen ſcharfen Sinn auf ſchleichendes Wild hatte, ſchien ihm etliche Male beim Stillſtehen da draußen im Feld die Sache nicht recht geheuer. Er pfiſſ alſo der einen Patrouille und ſtellte ſie hundert Schritt weiter zurück an die Straße mit dem Bedeuten, auf ein Zeichen von ihm aus Leibesträften ins Quartier zu laufen und den Generalmarſch ſchlagen zu laſſen. Zugleich ſandte er den einen ſeiner Begleiter ins Quartier des Stabes, zu melden, daß da draußen nicht alles richtig wäre. So blieb er denn eine geraume Zeit allein mit ſeinen Scharſſchützen und ſpitzte die Ohren. Aber es wollte ihm kein vernehmlich Geräusch noch Geſicht noch Verdächtiges ſonſt vorkommen. Zudem kam auch nach ſtarken drei Vierteln ſein Scharſſchütze wieder mit der Weiſung des Majors, er möge die Herren weiter nicht inkommodieren, ſie wären beim Zugern, und ſo die Preußen auf Hünningen oder dem Steiner Kloß ihren Stat klopfen, wäre das noch kein Grund zum Alarm-